

Burkhart List

DIE AFFÄRE DEUTSCH

Braune Netzwerke
hinter dem größten
Raubkunst-Skandal

Das Neue Berlin

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Das Neue Berlin –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-360-01337-8

1. Auflage 2018
© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann
unter Verwendung eines Motivs von El Greco
Fotos: Archiv Autor

www.eulenspiegel.com

Inhalt

Prolog	7
1 El Greco, oder: Wie Raubkunst zurück auf den Kunstmarkt findet	13
2 »Der Berg Sinai« in New York	47
3 Von SS-Räubern zu Nachkriegs-Staatsdienern	65
4 Hans Deutsch: Mister Wiedergutmachung	89
5 Das Wüten der SS in Ungarn	131
6 Die legendäre Hatvany-Sammlung	161
7 Der »Berg Sinai« in der »Alpenfestung«	199
8 Die Verhaftung von Hans Deutsch	235
9 Die Betrugsvorwürfe	283
10 Der Prozess	317
11 Der Ankläger im Finanzministerium	359
12 Die Lösung des Rätsels um den »Berg Sinai«	393
Epilog	421
Anhang	
Anmerkungen	427
Dokumente	451
Hatvany-Stammbaum	494
Das Netz der Verschwörer	494
Zeittafel	495
Dank	496

Prolog

Es war der Maler Georg Chaimowicz, der mich zuerst auf den Fall von Hans Deutsch aufmerksam machte. Seine Worte bleiben in mir bis heute lebendig, obwohl er selbst schon längst nicht mehr am Leben ist: »Wer von Raub und Mord an den Juden profitiert hat, wird alles tun, um das zu vertuschen.« Sie treffen auf die Geschichte zu, die hier erzählt wird. Eine Geschichte mit offenem Ende, basierend auf über zwanzig Jahren Recherche.

Ich bin Journalist, habe unter anderem über politischbrisante Vorgänge in Europa, Zentralamerika und dem Nahen Osten gearbeitet, aber für ein derartiges Mammutprojekt braucht es mehr als professionelles Interesse, es braucht ein persönliches Motiv.

1997 war ich als Herausgeber, zeitweiliger Chefredakteur und Hauptgesellschafter maßgeblich daran beteiligt, die legendäre Satire-Zeitschrift »Simplicissimus« mit neuem Leben zu füllen, sie wiederzuerwecken. Ich hätte gewarnt sein müssen, dass die nationalkonservative Stimmungslage der neuen Eliten in Wien dafür keine gute Voraussetzung war.

Das konnte man bereits an den Vorgängen rund um die Inszenierung von Thomas Bernhards »Heldenplatz« am Wiener Burgtheater zehn Jahre zuvor beobachten. Ein Kultkampf unvorstellbaren Ausmaßes brach wegen dieses Theaterstückes aus, in der »Kronen-Zeitung« wurde übel polemisiert, Hass geschürt. Als ein Mann tatsächlich seinen Traktor vor das Theater manövrierte und eine Fuhré Stallmist ablud, wurde das in aller Welt kolportiert. Das Stück galt als Vaterlandsverrat, weil Bernhards Held sinnierte, in Österreich müsse man nationalsozialistisch oder katholisch

sein, um geduldet zu werden. Das Land sei verlottert und vermodert, schrieb Bernhard. Der Autor witterte hinter den Anfeindungen gegen ihn den Geruch der Diebe und Mörder des Dritten Reiches, die fette Beute gemacht hatten und nun feine Gesellschaft spielten. Sein Stück war mit der Staatslüge, die Österreich als »erstes Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft« beschreibt, und der ganz persönlichen Lebenslüge vieler Mitglieder der Hautevolee nicht vereinbar.

In dieses Klima stieß also der neue »Simplicissimus«, als satirische Darstellung solcher psychischen Kontaminationen. Die Resonanz in der breiten Öffentlichkeit auf Vorab-Exemplare (Leseproben mit einer Auflage von jeweils einer halben Million Stück, die gratis verteilt wurden) war großartig, eigentlich hätte es ein Selbstläufer werden müssen. Doch ab der dritten regulären Ausgabe traten unverhoffte Probleme auf: Ein vollständig besicherter Kredit wurde plötzlich von der Bank verweigert, die Sicherheiten aber nicht freigegeben. In der Auslieferung kam es auffallend häufig zu Fehlern, zu Irrläufern, die kleinen Ortschaften viele Verkaufsexemplare bescherten und großen Städten nur wenige. Diese Zufälle häuften sich, so dass von einer strategischen Blindheit der Vertriebsgesellschaft gesprochen werden kann. Einflussreiche Leute versuchten, den Verleger einzuschüchtern, der damalige Direktor des Kunsthistorischen Museums in Wien intervenierte gegen die Kooperation einer großen Tageszeitung mit dem »Revolverblatt«. Um diese Phalanx der Verhinderer abzuschütteln, emigrierte die Zeitschrift mit dem roten Bully als Wappentier schließlich nach Berlin. Letztendlich musste der »Simplicissimus« jedoch 1999 eingestellt werden.

Aber woran entzündeten sich die Gemüter eigentlich? Den Ausschlag gab, das zeigten meine Recherchen eindeutig, der Aufmacher der ersten Ausgabe, ein Artikel über das Gemälde »Veduta del Monte Sinai« von El Greco. Ein ver-

Wir feiern Wiederauferstehung ... Seiten 8-9

SATIREZEITSSCHRIFT MIT BISS.

SIMPLICISSIMUS

2. APRIL 1997

LUXUS AUSGABE

NOTSTAND
Nicht dünnen, aber mülligen, führt in einer Beifahrtausstattung einer unvermeidlichen Katastrophe. Seite 5

DOUBLETEN
Wir sind einmalig, fast! Aber andererseits als einzige wert, geklont zu sein. Wer ist der wenigste Dolly - ein Autoweg? Seite 7

BURGHERR
Alia rütteln, wie müssen wir wissen es bereit. Der Name ist ein Burgherr, theatraleller Herrscher ist mir ... Seite 15

PRIVATEGESUNDUNG
Der Staatsrätsel berichtet zusammen unter der Last unserer Krankheit. Das ist nicht möglich, wir etwas unternehmen ... Seite 16

FASS!...

DRUGS NEN
Für Handel, Heroin, Kokain, Gitarre etc. und im Markt! Das ist nicht mehr erlaubt. Das werden diese Tage ein Spender von Pferdeschwanz Haushalt, der die gesetzlich verbotene Drogen bestreute Zeitung. Da über die verlogten Begriffe, die es nicht geben kann, ist es nicht zu schämen. Was bei der Einheit des Landes nicht mehr ist, ist die Einheit der Freiheit, die aus einer selbst sehr oberflächlichen reicher beim Vorsitz der Deutschen Börse. Das werden allerdings steppenförmig auf der Börse und im Gericht, parallel dazu ein Zeitung, die von den anderen Blättern aus Österreich geblieben ist. Das ist nicht mehr erlaubt. Es ist weiterhin Schamlosigkeit, die es nicht geben kann, und Wenn Menschen der Zeit aber oft für ein und dieselbe Menge bezahlen müssen, ist es eine eigentliche Schande, und wenn es von den anderen Blättern ist, die es nicht geben kann. Die Praxis mag auch durchlegen, dass die anderen Blätter nicht mehr existieren, und den Karton, der jetzt auf dem Tisch steht, der Praktik, der Zeitung, auf dem Tisch über dem, auf welches steht der Blatt steht.

ZU NEUEN
ALIEN

Unterschieden und wieder nach weiter Seite der historischen Begegnung. Sie werden nicht mit der heutigen Wirkung der Welt, der Weltwirtschaft und des Friedens, sondern mit den 19 Amerikanerblättern in der US-Nachrichtenagentur gerettet werden. Das ist nicht mehr erlaubt, wenn der NATO-Staat dem Blaubaum zuließ, der es nicht mehr erlaubt, dass politische Standard-Begegnung ausgetragen werden. Das ist alles, glaube ich, das besser ist.

Der neue SIMPLICISSIMUS ist da!

ALTE WUAXEN BRECHEN AUF

El OTHEBYs Greco

El Meisterwerk El Grecos stammt aus der gesohloenen Hatvan-Sammlung. Führt die Spur zu den Raubshätzern der Nazis?

METAMORPHOSE

Der neue SIMPLICISSIMUS ist da!

Der zweite Simplicissimus ist in der Schweiz ausgeschossen. Die langen und schmalen Seiten der Liga müssen nicht mehr. Nach mehr als 10 Jahren ist es wieder die Schweiz als Nachwuchsland: da. Die Geschichte holt aber nicht mit dem alten Simplicissimus, die mit den wenigen 55 geschwadronierenden ihr Geschäft machen.

Der SIMPLICISSIMUS hat in seiten Los Angeles 1996 den Michael-Metternich-Gemälde von El Greco (venetianisch) das man nicht durch die Ausstellung schreien. Ein Bild aus dem 16. Jahrhundert, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Ungarn geholt. Die SIM hatte diese Gemälde in der Ausstellung, als andere Kunstsäle für Eisenbahn und Eisen im Jahr 1994 auch. Nachdem die Ausstellung beendet war, wurde das Metternich in einem Raum in Wien-Nussdorf angebracht. Von einem Drilling und Urthals ist es nicht mehr zu sehen. Die Freitreppe hat man nach einem Zustand versteigert.

Der Stand ist schließlich und überraschend in Schießen im Kunsthistorischen Museum aufgestellt. Es ist nicht die Einheit des Bildes nicht erlaubt. Wer das der Grund zur Begegnung ist, ist nicht mehr erlaubt. Für die Ausstellungseröffnung? Nein, es ist nicht mehr erlaubt. Der Betrieb ist die Ausstellung des Kunsthistorischen Museums vor dem Ausstellungseröffnung. Es ist nicht mehr erlaubt, wo er vor Schießen an das Museum in Wien ist vermaut. Es ist nicht mehr erlaubt, Chancen Apes. Ratten in Wien. Es ist nicht mehr erlaubt, dass Metternich-Schrein ist.

Mit dem der SIMPLICISSIMUS darüber wiede schreibt. Wer sollte es nicht mehr erlaubt, Pfad die anderen Gemälde der Historiengesamtheit durchzugehen. Es ist nicht mehr erlaubt, Manas, Cezanne und vor allen, welche Denkmäler da ist Freiheit. Seite zwei

schwundenes unscheinbares Bild, auf zwei Bretter gemalt, nicht größer als 41 mal 47,5 Zentimeter. Die Geschichte war mir 1995 von Georg Chaimowicz zugetragen worden.

Eine kleine Kuriosität aus der Kunstwelt: Ein Bild, das als verschollen galt, tauchte 1980 am Wiener Naschmarkt auf und verschwand wieder. Während der deutschen Besat-

zung war es 1944 dem ungarischen Kunstsammler Baron Ferenc Hatvany von der SS geraubt worden.

Na gut, zumindest eine nachprüfenswerte Story, dachte ich damals, und ahnte nicht, dass ich mit dem Beginn dieser Recherchen eine der folgenschwersten Entscheidungen meines Lebens getroffen hatte. Diese banale Kriminalgeschichte sollte sich zum internationalen Skandal ausweiten.

Auf der Titelseite der ersten Ausgabe im Jahr 1997 stand zu lesen: »El Sotheby's Greco«, »ein Meisterwerk El Grecos stammt aus der gestohlenen Hatvany-Sammlung. Führt die Spur zu den Raubschätzen der Nazis?« Der Artikel endete damals mit den Worten: »Wir wollen wissen, welch dunkle Pfade die anderen Gemälde der Hatvany-Sammlung durchschritten haben. Die Renoirs, Monets, Cézannes usw. Und vor allem, welche Dunkelmänner da am Werk sind.« Das wurde von Tätern und Nutznießern wohl als gefährliche Drohung empfunden. Sie mussten annehmen, dass mir als früherem investigativen Journalisten die Sache ernst war. Nachdem ihre Aktionen gegen den »Simplicissimus« deutlich machten, welche Dimensionen sich hinter dem vermeintlich kleinen Fall »Sinai« verbergen mochten, wurde es das tatsächlich. Mit dem vorliegenden Buch werden sie nachträglich bestätigt.

Der Wiedergutmachungsanwalt Prof. h. c. Dr. Hans Deutsch ist der Schlüssel zu einem Mysterium, das bis heute seine Opfer fordert. Die Erben Hatvany's hatten ihn mit der Durchsetzung ihrer Wiedergutmachungsansprüche beauftragt. Nachdem er erfolgreich einen Vergleich in Höhe von 35 Millionen Mark erwirkt hatte und die Hälfte schon ausbezahlt war, wurde er unverhofft wegen Betruges verhaftet und saß 18 Monate in Untersuchungshaft. Seinen Prozess verschleppte man über Jahre. Letztendlich wurde er freigesprochen, blieb aber diskreditiert, weil bis heute Zweifel gesät und falsche Behauptungen aufgestellt werden,

die besagen, dass die Hatvany-Sammlung gar nicht von den Nazis geraubt worden sei, sondern von den Sowjets.

Meine Nachforschungen zu diesem riesengroßen Puzzle basieren auf Tausenden Dokumenten aus neun Ländern und zwanzig Archiven sowie zahlreichen Gesprächen mit verschiedenen Beteiligten, insbesondere Dr. Joram Deutsch, der nicht müde wird, gegen die Nazi-Legenden über seinen Vater anzukämpfen, um ihn irgendwann im öffentlichen Bewusstsein zu rehabilitieren. Auch wenn mir bei diesen Recherchen immer wieder Steine in den Weg gelegt, existenzielle Drohungen zugespielt wurden, Informationsquellen plötzlich versiegten, ist inzwischen die Beweislast erdrückend: Hinter den Ereignissen im Fall Hans Deutsch / Hatvany verbergen sich Verstrickungen bis in die höchsten Führungsetagen deutscher Ministerien, wo ehemalige hochrangige Nazis die Fäden zogen und eine ganz eigene, totalitäre Agenda verfolgten. Dieser NS-Zirkel hat die vermutlich erfolgreichste Desinformationskampagne in der deutschen Nachkriegsgeschichte lanciert, und sie wirkt bis heute. Die komplexen Zusammenhänge aufzuzeigen, die erschreckenden Geschehnisse zu durchleuchten und damit der Wahrheitsfindung zu dienen ist Anliegen dieses Buches.

El Greco, oder: Wie Raubkunst zurück auf den Kunstmarkt findet

»Der Berg Sinai« auf dem Naschmarkt

Wien. Im Café Drechsler ist die Nachschicht vorbei. Die letzten Damen des Gewerbes, die hier nach Dienstschluss ihr Wiener Schnitzel genossen haben, verlassen etwas wackelig, auf die Schulter ihrer Beschützer gestützt, das Lokal. Das grelle Tageslicht vertreibt den schmuddeligen Dunst der Nacht aus dem ältesten Wiener Nachtrestaurant am Naschmarkt; bis zum Mittag ist dieses Café dann wie scheintot.

An so einem leeren Vormittag im Oktober 1980 ist ein Mann, der wegen Hehlerei gerade eine Strafe im »Landl«, dem bekanntesten Gefängnis in Wien, absitzen muss, als Freigänger mit einem alten Bekannten im Café verabredet, dem Geschäftsmann Alexander W. Eine gute Adresse für Waren aller Art. Der »Häfnbruder«, wie man in Wien sagt, bringt ein geheimnisvolles Angebot aus dem Gefängnis mit. Wie es zu ihm gekommen ist, will er nicht preisgeben, aber dass es jetzt in die bürgerliche Welt von Ordnung und Legalität kommen soll, ist überraschend genug: Eine Privatperson besitzt ein Gemälde von El Greco und will es verkaufen. Ein Bild des berühmten Schülers von Tizian, aus dessen Frühzeit in Venedig, der sogenannten venezianischen Periode im 16. Jahrhundert. Es heißt »Veduta del Monte Sinai« und zeigt den Berg Sinai mit dem berühmten Katharinenkloster am Fuß des Berges.

Zur damaligen Zeit gibt es in keinem österreichischen Museum einen El Greco, nicht einmal im Kunsthistorischen Museum in Wien, und dann ein Gemälde auf dem Wiener Naschmarkt? Dort, wo die Unterwelt auf die bürgerliche Gesellschaft trifft, wo die dunklen Geschäfte gemacht werden, da soll ein echter El Greco zum Kauf angeboten werden? Das kann nur eine Fälschung sein – oder heiße Ware aus einem Diebstahl. Der Freigänger bestreitet das ganz energisch und zeigt Fotos von dem Gemälde; auch beteuert er, dass es ein entsprechendes Gutachten eines italienischen Experten gebe, das die Echtheit bestätige, und gestohlen sei es erst recht nicht; der Stammbaum sei einwandfrei.

In wessen Namen er agiert, verrät der »Kunstexperte« auf Hafturlaub zwar nicht, aber dass das Bild eine echte Okkasion sei, ein Schnäppchen sozusagen, lässt er mehrfach verlauten. Fünf Millionen Schilling (heute rund 360 000 Euro) soll es kosten, nicht mehr und nicht weniger. In der Tat ein lächerlicher Betrag für einen echten El Greco. Auf dem internationalen Kunstmarkt ist das Bild mindestens das Zehnfache wert ...

Diese Anekdote erzählte mir der Wiener Maler Georg Chaimowicz. Von einem Bekannten hatte er sie gehört – dem oben erwähnten Herrn Alexander, »der nach dem Motto lebt, ›mein Vater is a Hausherr und a Seidenfabrikant‹, in seinem Fall ein Agrofabrikant«. Der wollte nun Chaimowicz, ein unverwechselbares Original der Wiener Beislszene – in Berlin würde man Kneipenszene sagen – in sein neues Projekt locken: »Georg, willst a G'schäft machen?« – »Was für a G'schäft?« – »Ein Bild vom El Greco könnt' ma verkaufen.«

Der Mann wusste, dass der Maler Chaimowicz aus einer reichen jüdischen Industriellenfamilie stammte und nicht nur Künstler, sondern auch Sammler war, vor allem aber

über gute internationale Kontakte zu Sammlern verfügte. »A Bild vom El Greco hast du, wo es in keinem Museum in Österreich eins gibt? Interessant. Hat das auch einen Stammbaum?« – »Ja, Sammlung Hatvany.« Diese Information schlug ein wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der Maler war sprachlos. Chaimowicz wusste sofort, um welches Bild es sich handelte. Es konnte nur der »Berg Sinai«, die »Veduta del Monte Sinai«, sein, denn sonst hatte es kein Bild von El Greco in der Hatvany-Sammlung gegeben.

In den sechziger Jahren hatte sich Chaimowicz intensiv mit der berühmten Kollektion des ungarischen Barons Ferenc von Hatvany beschäftigt. Er hatte damals Berge von Dokumenten zusammengetragen, die belegen sollten, wie umfangreich und kostbar die Hatvany-Sammlung tatsächlich gewesen war. Der El Greco gehörte dazu. Ihren legendären Ruf verdankte die Kollektion allerdings den vielen Meisterwerken weltberühmter französischer Impressionisten.



El Greco: »Veduta del Monte Sinai«, um 1570

Der Maler war nicht aus künstlerischem Interesse so emsig gewesen: Die außergewöhnliche Sammlung stand in den sechziger Jahren im Mittelpunkt des größten Wiedergutmachungs-Skandals in der Geschichte Deutschlands. Chaimowicz half damals dem Beschuldigten, dem jüdischen Rechtsanwalt Prof. h. c. Dr. Hans Deutsch. »Mister Wiedergutmachung« hatte ihn der *Spiegel* respektvoll genannt. Deutsch war in wenigen Jahren zum erfolgreichsten Advokaten in diesem Bereich aufgestiegen und dadurch selbst zum Millionär geworden. Deshalb war die Überraschung groß, als die deutschen Behörden den prominenten Mann plötzlich des Betruges bezichtigten und am 3. November 1964 in Bonn verhaften ließen.

Grundlage dafür war die Behauptung, Hatvanys Kunstsammlung sei von den Russen nach dem Fall von Budapest im Jahre 1945 und nicht von der SS während der Besatzung Ungarns geraubt worden. Auch sei die Kollektion gar nicht so kostbar gewesen, wie Deutsch vorgab.

Zwei Jahre vor seiner Verhaftung war es Hans Deutsch mit eidesstattlichen Erklärungen und Dokumenten gelungen, den Raub durch die SS und den Wert der Sammlung nachzuweisen und vom deutschen Finanzministerium eine pauschale Entschädigung von 35 Millionen Mark für die Hatvany-Erben zu erstreiten. Davon war bis zur Verhaftung des Anwaltes die Hälfte ausbezahlt worden.

Das Schicksal der Hatvany-Sammlung, deren Einzigartigkeit schon in den dreißiger Jahren zum Mythos geworden war, blieb aber weiterhin ein Rätsel. Niemand schien sich zu fragen, wo denn die wundervollen Kunstwerke abgeblieben waren.

In der Wiener Halbwelt kursierte nun also ein Meisterwerk aus der verschwundenen Sammlung. Dass der dubiose Händler ausgerechnet den Wiener Juden Georg Chaimowicz ins Geschäft hineinziehen wollte, gehört zu den Paradoxien der Zeitgeschichte. Viele Wiener wollten nach dem

Krieg plötzlich glühende Judenfreunde gewesen sein. Oder ließen die Hintermänner gezielt nach einem »Vorzeigejuden« suchen, als Feigenblatt für ihr fragwürdiges Geschäft? So oder so, es war nicht besonders raffiniert, sich ausge-rechnet an den Antifaschisten Chaimowicz zu wenden.

Chaimowicz hatte seinerzeit im Fall Hans Deutsch nicht nur in alten Akten gewühlt, sondern zusammen mit sei-ner Ehefrau Vera und dem Magistratsdirektor der fran-zösischen Küstenstadt Montpellier auch den »Verein der Freunde von Hans Deutsch« gegründet. Dieser Verein orga-nisierte in Frankreich eine Medienkampagne »gegen das Nazikomplott, das die Wiedergutmachung stoppen und ei-nen Unschuldigen vernichten will«, wie er mir berichtete. Hans Deutsch selbst hatte die Theorie ins Spiel gebracht, dass es alte Naziseilschaften in den beteiligten deutschen Ministerien wären, die sich gegen ihn verschworen hät-ten und nun ihre Verbindungen spielen ließen, um ihn zu diskreditieren und weitere Millionenklagen zu verhindern. Diese These erfuhr breite Unterstützung. Von Montpel-liер und Narbonne aus mobilisierte der Verein die linken Parteien im Süden Frankreichs, Kommunisten, Sozialis-ten und Resistance-Kämpfer. Auf den zahlreichen Protest-versammlungen und Massendemonstrationen wurde der Vergleich zur »Affäre Dreyfus«¹ gezogen, den die Presse aufgriff. Auch ein Erwachen der nazistischen Gefahr in Deutschland wurde konstatiert. Die deutsche Botschaft versuchte abzuwiegeln, aber erfolglos. Selbst die wichtigste Tageszeitung des Landes, »Le Monde«, ließ es sich nicht nehmen, permanent über den »Justizskandal« zu berichten. Die Affäre Deutsch trug Hans Deutsch vor allem im Süden des Landes fast die Prominenz eines Popstars ein: Überall, wo er hinkam – er war nach 18 Monaten U-Haft wieder auf freien Fuß gesetzt worden –, liefen die Leute zusammen und nahmen Anteil an seinem »Kampf gegen die Naziver-schwörung«, wie es hieß. Beweise gab es für diese Sicht-

weise damals so gut wie keine, doch es war augenfällig, dass etwas nicht stimmen konnte an der offiziellen Darstellung der deutschen Behörden.

Hinter dieser Kampagne also stand Georg Chaimowicz, der den Sommer über in den Weinbergen der Kleinstadt Vence an der Côte d'Azur lebte. Sein Anwesen wurde das Hauptquartier der Aktivisten.

Von alledem ahnte der feine Herr Alexander nichts, sonst hätte er Chaimowicz wohl kaum den Handel mit dem Hatvany-Bild vorgeschlagen. Chaimowicz erstattete umgehend Anzeige bei der Polizei. Nicht weil er glaubte, dass die Polizei in Österreich Klarheit schaffen könnte oder wollte. Sondern weil er hoffte, eine Anzeige würde ihn in gewisser Weise schützen: »Weil ich doch wusste, um welche Bande es sich da im Hintergrund handelte. Dann geht's nicht mehr so leicht, mich umzulegen.« Was auf der einen Seite sehr naiv und auf der anderen sehr übertrieben erscheint, auch wenn die Begleitumstände noch so mysteriös sein mochten.

Chaimowicz gab vor, sich für den El Greco tatsächlich zu interessieren, und konnte damit vom Herrn Alexander im Lauf der Zeit weitere Informationen einholen. Er bekam Fotos oder Fotokopien zu sehen, so genau konnte er sich Jahre danach nicht mehr erinnern, und versuchte mehr über die Hintermänner herauszubekommen. Ein Wiener Anwalt wurde ihm genannt, ein Ungar, und ein Münchner als Besitzer, ein Händler in der Salvatorgasse, in Wien. Mehr erfuhr er nicht. Damit begann er, auf eigene Faust nachzuforschen.

Einmal tarnte er sich sogar als Polizist und besuchte den erwähnten Anwalt. Dr. Heinz-Volker Strobl heißt dieser Mann, der sich noch zwanzig Jahre später, im Jahr 2004, an einen Herrn im schwarzen Trenchcoat, etwas beleibt, graue Haare, mit Brille, erinnern konnte, der eines Tages bei ihm in der Kanzlei aufgetaucht sei und sehr ernst und bestimmt nach den Unterlagen des El-Greco-Bildes verlangt

habe. Vorgestellt hätte er sich mit einem unverständlichen Namen, einer Plakette und der sehr grimmig vorgetragenen Anfügung: »Staatspolizei! Wissen'S eh, ja?«

Während mir Strobl diese Anekdote erzählte, grinste er übers ganze Gesicht. Strobl durchschaute nämlich die Aktion und wollte die Plakette noch einmal sehen, die bloß eine entfernte Ähnlichkeit mit einer behördlichen Dienstmarke aufwies. Vor allem aber verlangte er die Bearbeitungsnummer des Falls bei der Staatspolizei, »damit die Dokumente auch ordnungsgemäß zugestellt werden können«. Daraufhin habe der »Staatspolizist« eine abrupte Kehrtwendung vollzogen und sei unverrichteter Dinge aus der Kanzlei verschwunden. Aber nicht, ohne auf weitere Konsequenzen hinzuweisen. »Das hat a bissl nach Drohung geklungen«, erinnerte sich der Anwalt. Den Namen des seltsamen Besuchers bekam er jedoch nie heraus. Das Wiener Original Chaimowicz, das gelegentlich sehr überzeugend einen Pfarrer oder einen österreichischen Hofrat mimen konnte, war als Geheimpolizist offensichtlich ein Totalversager. Wie überhaupt seine Nachforschungen nicht von der Stelle kamen.

Das Gemälde war für Chaimowicz der erste konkrete Anhaltspunkt seit vielen Jahren, dass die Bilder der Hatvany-Sammlung noch existierten und ein Meisterwerk sogar in Wien im Umlauf war, direkt vor seiner Nase. Ganz sicher, so hatte er damals spekuliert, war es eine Spur zum verschwundenen Kunstschatz und den Männern, die mit den Raubschätzen der Nazis ihre Geschäfte machten oder sogar selbst an den Raubzügen beteiligt gewesen waren.

Dass Chaimowicz ein begnadeter Geschichtenerzähler war, erwies sich nun aber als Fluch. Was er über das El-Greco-Bild erzählte, wollte nämlich niemand so recht glauben, und die Erfolge seiner Nachforschungen blieben bescheiden. Chaimowicz konnte keine Beweise auf den Tisch legen. Auch darunter litt seine Glaubwürdigkeit.

All diese Umstände machten »Chaimo«, wie ihn vom Bürgermeister bis zur Putzfrau alle nannten, schwer zu schaffen. Seine Ahnungen schaukelten sich zu Verschwörungstheorien hoch. Weil ihm niemand Glauben schenken wollte, wuchs sich seine Enttäuschung und Verbitterung mit den Jahren zu einem Wesenszug aus, der seine humorvolle jiddisch-wienerische Mentalität immer mehr zu überlagern drohte. Chaimowicz verbohrte sich in das Bild vom Berg Sinai und den Nazihintergrund, bis er als Querulant verschrien war, der an jeder Ecke »böse Nazis sehe«.

Umso überraschender das jähe Ende. Plötzlich beendete er seine Aktivitäten von einem Tag auf den anderen. Die Ursache für diese Kehrtwendung: Ein angesehener Kunsthistoriker und Gutachter aus dem Dorotheum in Wien, dem größten Auktionshaus in Österreich, stellte ihn auf offener Straße zur Rede. Ein Mann, der wegen seiner Fachkenntnisse von Chaimowicz sehr geschätzt wurde. Lautstark wollte er von »Chaimo« wissen, warum er das Bild von El Greco mit seiner Anzeige blockiere, obwohl man doch in Expertenkreisen wisse, dass das gar kein echter El Greco sei. Chaimowicz war wie vor den Kopf gestoßen. Befanden sich nun die letzten Anständigen des Kunstgeschäfts auch schon auf der Gehaltsliste der Kunstmafia?

Dieses Erlebnis bedeutete für den Hobbydetektiv zweierlei: Er konnte auf gar keinen Fall weiter ermitteln, weil man offenbar in Fachkreisen wusste, von wem die Anzeige kam, und somit auch die El-Greco-Händler informiert waren. Darauf hinaus erfuhr er, was sie vorhatten, nämlich das Gemälde zu exportieren. Denn hierzu bedurfte es einer Ausfuhrerlaubnis, die für ein Meisterwerk umso leichter zu haben war, je stärker die Echtheit in Zweifel stand. Bei Chaimowicz läuteten nach diesem Zusammentreffen jedenfalls erneut die Alarmglocken. Es musste ausgesprochen einflussreiche Hintermänner geben, denn so einfach war es nicht, die Behörden und Kunstexperten für seine Zwecke zu

manipulieren. Eine lebensgefährliche »Nazi-Bande« sei am Werk, dachte er deshalb, setzte sich ins Auto und verreiste vorerst für ein halbes Jahr an die Côte d'Azur.

Die Ermittlungen der Wiener Polizei endeten ebenfalls ergebnislos. Dort wurde die Akte bis 1991 verwaltet und anschließend archiviert. Aber nicht ohne dass der zuständige Kriminalbeamte Herrn Chaimowicz noch eine dringende Empfehlung auf gut Wienerisch mitgegeben hätte: »Ham' Sie keine Angst nicht, dass Ihna ein Messa zwisch'n die Ripp'n fahrt?« Die charmante Wiener Art, auf ein bevorstehendes Drama hinzuweisen. Chaimowicz verstand auch diesen Wink mit dem Zaunpfahl. Es bestätigte seine dumpfen Ängste ein weiteres Mal und war ihm eine Mahnung, endgültig die Hände von dieser Geschichte zu lassen. Für mich hingegen war seine Erzählung erst der Anfang.

Das Mysterium vom Berg Sinai

In der Salvatorgasse in der Wiener Innenstadt, einen Steinwurf vom Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes entfernt, hatte im Juni 2004 Gerhard Egermann seine »Galerie«, wie in großen Lettern über der aus dem Lot hängenden, ächzenden Eingangstür zu lesen war. Eine Galerie? Eher ein Altwarenladen, eine Ansammlung von Flohmarktfundstücken der letzten dreißig Jahre. Inmitten dieses schmuddeligen, mit einer grauen Staubschicht bedeckten Kitsches thronte Egermann, der Burgenländer. Er habe den »El Greco« angeboten bekommen »von einem Herrn, der hier in der Nähe gewohnt hat«, erzählte er mir. Der Geschäftsmann konnte sich noch gut erinnern. Immerhin kam nicht jeden Tag ein El Greco durch die morsche Tür.

Er handle manchmal mit Kunst, meistens aber mit Artikeln des Kunstgewerbes, unterstrich Egermann und deutete vielsagend auf die wirre Anhäufung von Waren aller Art.

Der El Greco sei ein Glanzstück gewesen, so etwas käme sonst nie in seinen Laden. Das klang glaubhaft. Der Händler nahm ihn vom Besitzer in Kommission und suchte nach finanzstarken Käufern, wie er sagte. Eine illustre Gruppe von Leuten aus Österreich, Deutschland und der Schweiz habe er zusammengeholt, die »ein ganz normales Geschäft machen wollten«.

Das Bild habe sich zu jener Zeit nicht bei ihm befunden, berichtete er weiter, sondern in einem Bankdepot. Von dort brachte er es zu Prof. Franz Mairinger in Wien, einem international renommierten Gutachter, der damit zum ersten Mal in seinem Leben ein Gemälde von El Greco zu bearbeiten hatte. Mairinger konnte sich deshalb auf meine Nachfrage hin noch sehr genau erinnern. »Das Gemälde war in keinem sehr guten Zustand. Die Zedernholztafel hatte vier Risse, wodurch in der Bildmitte zwei Stufen entstanden sind«, erzählte der Professor.

In seinem Gutachten vom 26. August 1981 hieß es dennoch: »Der Erhaltungszustand des Gemäldes kann im Hinblick auf sein Alter und nach dem Röntgenbefund als gut bezeichnet werden«, obwohl es bei den Rissen alte Übermalungen gegeben habe, die die Schäden vergrößerten.

Mairinger beschäftigte sich nicht als Kunsthistoriker mit Gemälden, sondern eher als Biochemiker, allerdings mit einer gewissen kunsthistorischen Selbstbildung. Er untersuchte die Malmaterialien, den maltechnischen Aufbau und den Erhaltungszustand. Mit einer Infrarotkamera konnte er sogar die Unterzeichnung auf der Grundierung durch die Malschichten sichtbar machen. Die Motivskizzen des Künstlers.

Weil diese Pinselunterzeichnung sehr gekonnt geführt worden war, stand für Mairinger fest, dass nicht ein Schüler, sondern der Meister selbst das Bild entworfen haben musste. Die Abweichung der gemalten Figuren von der Skizze – der Meister hatte einen Mann mit Kutte und Stock

schließlich an einer anderen Stelle platziert als ursprünglich gezeichnet – sei »eine Vorgangsweise, die auf die Originalität des Gemäldes hinweist«, schrieb der Professor. In seiner Zusammenfassung steht, »daß die technologischen Untersuchungen die kunstwissenschaftliche Zuschreibung unterstützt, denn Materialien und Malweise entsprechen der italienischen Tradition des 16. Jahrhunderts«.

Mairinger bezog sich damit auf ein kunstwissenschaftliches Gutachten von Rodolfo Pallucchini aus Venedig, dem El-Greco-Spezialisten schlechthin. Dieser hatte das Bild am 10. April 1974 für einen anonymen Auftraggeber untersucht und scharfsinnig geschlossen, dass es ziemlich genau vor 400 Jahren gemalt worden war (1570–1572), von Domenikos Theotokopoulos, genannt El Greco (dt.: Der Grieche); auf Kreta geboren und sehr stark von der Ikonenmalerei geprägt. Das Gemälde gilt als Frühwerk des Meisters aus der venezianischen Periode.

In seiner Beurteilung zog Pallucchini ein weiteres Schlüsselwerk dieser Periode heran: das Modena-Triptychon. Es zeigt dasselbe Sujet; auf dem Mittelteil ist der Berg Sinai mit den drei Gipfeln im Hintergrund abgebildet, am Fuß das Katharinenkloster und im Vordergrund einige Pilger, die mit Mönchen zusammentreffen. Dazu dieselbe Pinselführung wie bei der »Veduta« von Hatvany, die von Egermann verkauft werden sollte. Es ist noch kleiner als das Bild aus der Hatvany-Sammlung, weil es in einen tragbaren Flügelaltar passen musste, und der faszinierende Umgang mit Licht und Schatten ist noch nicht so ausgeprägt. El Greco hatte das Triptychon vor der »Veduta« im Jahr 1569 gemalt.

Obwohl es also einige Unterschiede gab, schrieb Pallucchini, »so ist doch klar, dass es sich um denselben Künstler handelt, der ein schon den kretischen Ikonographen bekanntes Vorbild darstellt, und zwar in dem Stil der byzantinischen Tradition nach kretischer Auffassung mit lebhafter und bewegter Pinselführung, welche die Kenntnis venezia-

nischer Malerei verrät«. Die Lichteffekte auf dem Hintergrund würden zeigen, dass sich der Meister von Tintoretto und Tizian einiges zu eigen gemacht habe, und die Figuren seien so gemalt, dass der Künstler »Kenntnis des Manierismus westlicher Malerei« gehabt haben musste.

Pallucchini war sich ganz sicher: die »Veduta« stamme aus der Hand von El Greco und sei Bestandteil der Hatvany-Sammlung gewesen. Sein amerikanischer Kollege Harold. E. Wethey hingegen behauptete, bei dem »Domenikos«, der das Triptychon signiert hatte, handele es sich nicht um El Greco, sondern einen anderen, gleichnamigen Maler. Folglich könnte vom Triptychon nicht auf die Echtheit der »Veduta« geschlossen werden.

Dieser Expertenstreit ist in der Welt der Kunsthistorie nichts Besonderes. Er gehört zu den alltäglichen Blüten wissenschaftlicher Profilierungswettbewerbe. Im Fall der »Veduta« sollte er jedoch eine herausragende Bedeutung bekommen, nämlich als es darum ging, die Echtheit des Bildes in Zweifel zu ziehen, um es verkaufen zu können.

Der italienische Experte Pallucchini kam jedenfalls zu dem Schluss, dass Wethey sich verrannt habe; Triptychon und »Veduta« stammten von El Greco. Pallucchini beendete sein Gutachten mit der Feststellung: »Nach einem Zeitraum von fast vierzig Jahren kann ich, im Hinblick auf die Erfahrung, die ich mir auf diesem Gebiet erworben habe, sagen, dass ich mich in der Lage fühle mit aller Gewissenhaftigkeit zu bestätigen, dass die ›Veduta del Monte Sinai‹, ehemaliger Besitz der Hatvanys, ein grundlegendes Werk der italienischen Periode des Domenico Theotocopoulos ist, in dem der Übergang seiner Ausdrucksweise kretischer Art zu dem westlichen Malstil, besonders zu der venezianischen Malerei dokumentiert wird.«

Das Bild ist zwar sehr klein, nur 41 mal 47,5 Zentimeter groß, gehörte aber zu den Bildern, die Ferenc von Hatvany nach dem Krieg besonders vermisste. Zeit seines Lebens be-

kam er es nicht mehr zu Gesicht. Er hatte den »Berg Sinai« 1925 von der Galerie Tannhauser gekauft, zusammen mit Gemälden von Delacroix, Courbet und Cranach.

Erst im Jahr 1974, dreißig Jahre nach dem Raub, tauchte die »Veduta« bei einem Greco-Fachmann also wieder auf. Damals war Hatvany schon 16 Jahre tot. Die Identität des aktuellen Besitzers blieb im Verborgenen. Es war angeblich üblich, dass Gutachten über so wertvolle Bilder den Eigentümer nicht namentlich nennen. Mairinger kannte ihn jedenfalls nicht, lediglich den Händler Egermann, der das Bild zu ihm brachte. Auch Pallucchini schrieb einleitend zum Gutachten nur: »Sehr geehrter Herr, ich freue mich, dass die ›Veduta del Monte Sinai‹ – gemalt auf eine Holztafel (in Eitemperatechnik) und ursprünglich in der Sammlung des Baron Franz Hatvany in Budapest enthalten, sich nunmehr in Ihrem Besitz befindet.« Keine Namensnennung, keine Adresse, nichts. Das Kunstgeschäft ist eben nicht sehr transparent. Warum das so ist? In den meisten Fällen sind es steuerliche Gründe, die hinter der Geheimniskrämerie stecken, aber manchmal will man auch unangenehme Wahrheiten nicht ans Tageslicht kommen lassen. Etwa die, wie der Besitzer an ein Bild gekommen ist. Gerade das ist beim »Berg Sinai« eine Schlüsselfrage, und nicht minder erhellt wäre es zu wissen, wer dieser Besitzer war.

Es wuchert ein seltsames Mysterium um das Bild wie um das Sujet selbst, den Berg Sinai, wo nach dem Alten Testament Gott dem suchenden Moses erschienen ist. Das Katharinenkloster am Fuß des Berges hätte eine Inspiration für den Roman »Der Name der Rose« von Umberto Eco gewesen sein können, wenn es denn kein griechisch-orthodoxes Kloster wäre. Dennoch war so manches Geheimnis der Kirche Petri hier eingelagert. Fernab von Rom und den Päpsten wurden über die Jahrhunderte hinweg geheime oder als ketzerisch verdammte Bücher, Aufzeichnungen

und verbotene Werke der Ikonenmalerei aufgenommen und vor den Häschen des Vatikans versteckt gehalten.²

Gerhard Egermann gab im Gespräch den Naiven, als könne er sich gar nicht vorstellen, weshalb der Besitzer des Bildes ausgerechnet zu ihm in den Altwarenladen gekommen war, um ein Meisterwerk der Malerei zu verkaufen, und nicht zu einem Kunsthändler. Nach einigem Nachdenken fragte er mit Unschuldsmiene: »Der Herr hat hier um die Ecke gewohnt, vielleicht war es das?« Nein. Das war es sicher nicht. Der Besitzer wusste wahrscheinlich, dass bei Egermann nichts an die große Glocke gehängt wird und – wer vermutete bei ihm schon einen El Greco?

Schein und Wahrheit: »das österreichische Team«

Im hintersten Winkel der »Galerie Egermann« befand sich ein schmaler Raum mit einem überdimensionierten Schreibtisch. Auch hier war alles vollgeräumt, eine dicke Staubschicht auf der Lampe, dem Schreibtisch, den Stühlen, nur der üppige Rahmen eines Aquarells, eine nackte Frau, ragte frisch aus dem Getümmel hervor: »Das hab ich heute geholt, a schönes Bild, nicht? Das ist auch in Kommission bei mir.« Wertvoll ist es nicht, dachte ich.

Wer waren die Herren, die den El Greco angeblich erwarben, wollte ich wissen. »Ich habe mich verpflichtet, diese Namen nicht preiszugeben. Jedenfalls solange sie leben«, sagte Egermann und fügte hinzu: »Das ist doch vollkommen uninteressant, wer das Bild gekauft hat« – vollkommen uninteressant also, wie und über wen ein so wertvolles Stück Raubkunst in den achtziger Jahren plötzlich im Katalog des renommierten Auktionshauses Sotheby's auftaucht, um ganz offiziell versteigert zu werden.

Sind es steuerliche Gründe, weswegen so geheimnisvoll getan wird? »Nein, das ist alles ganz korrekt gelaufen. Auch

ich hab meine 350 000 Schilling als meinen Verdienst bei der Sache ordentlich versteuert. Gott sei Dank hab ich die Unterlagen gefunden.« Weshalb Gott sei Dank? »Dass ich nachweisen kann, dass ich alles korrekt gemacht habe.« Und sonst war nichts mehr bei den Unterlagen? »Nein, das ist alles längst nicht mehr da, schon lange her die Geschichte, das hebt man sich doch nicht so lange auf.« Die Dokumente über den Ankauf existieren nicht mehr? Egermann schüttelte verneinend den Kopf, ein wenig zu zaghaft. »Was Sie da vermuten hinter der Geschichte, das stimmt doch alles nicht. Das war ein ganz normaler Verkauf.« Normal? »Ja, der Besitzer, ein sehr seriöser älterer Herr, ich glaub, der war sogar mit dem Hatvany verwandt oder so, jedenfalls ein Baron oder Graf, der ist zu mir gekommen und wollte das Bild verkaufen. Ich hab das nicht kaufen können, weil ich so viel Geld nicht hab, und hab g'schaut, dass es verkauft wird. Das war alles.«

Dieser »sehr seriöse ältere Herr« hieß István Szöts. Ein Ungar, der 1950, damals 38 Jahre alt, nach Österreich kam; ein Filmregisseur, der im Jahre 1942 bei den Filmfestspielen in Venedig unter der faschistischen Diktatur in Italien einen Preis für den Film »Menschen in den Bergen« verliehen bekam. Kannte ihn Egermann gut? »Ja, ja, ich war öfters bei ihm und seiner viel jüngeren Frau. Das war ein ganz feiner Mann, sehr gebildet und kultiviert. Der hat auch sehr viel für den österreichischen Film getan und war sogar Präsident vom Filmclub. Ein sehr renommierter Herr, aber zuletzt schon sehr altersschwach.« Er starb im Jahr 1998 in Wien.

Wer war dieser Mann wirklich? Die Entdeckung von István Szöts war wie der Schlüssel zum Schloss. Er lebte viele Jahre lang wie ein Phantom, geheimgehalten, abgeschirmt, nicht greifbar, aber jetzt – öffnete sich das Schloss plötzlich: Dieser Mann war die Verbindung vom »El Greco auf dem Naschmarkt« zur Affäre Deutsch in Deutschland.

Szöts gehörte zu einer Gruppe Österreicher, die sich vor mehr als 45 Jahren das »österreichische Team« nannte. Im

Auftrag des deutschen Finanzministeriums unternahm sie alles, um dem Anwalt Hans Deutsch nicht nur den Sieg vor dem Bonner Landgericht zu verderben, sondern ihn für viele Jahre ins Gefängnis zu bringen.

Die deutsche Anklagebehörde hatte 1970 so gut wie keinen Beweis in der Hand, der den behaupteten Wiedergutmachungsbetrug von Hans Deutsch glaubhaft belegt hätte. Deshalb prangerte die internationale Presse – nicht nur die französische – die Missachtung rechtsstaatlicher Normen und die Vorgangsweise der deutschen Behörden an und sprach von einem Justizskandal. Zwar durchschaute damals niemand die wahre Dimension der Affäre Deutsch, aber die Mängel des Ermittlungsverfahren waren unübersehbar. Das wusste auch das Bundesministerium für Finanzen (BMF) in Bonn. Und im Fall einer Niederlage vor Gericht musste der deutsche Staat mit enormen Schadenersatzforderungen von Hans Deutsch rechnen.

Um das zu verhindern, gerierte sich das Finanzministerium, besonders seine Wiedergutmachungsabteilung mit Dr. Ernst Féaux de la Croix an der Spitze, selbst als Ermittlungsbehörde. Eine Unzulässigkeit, sagen Juristen heute, es hätte das Bundeskriminalamt oder ein Landeskriminalamt ermitteln müssen. Doch das BKA hielt sich von Beginn an bedeckt und agierte nur im Hintergrund.

Der Grund für diese Zurückhaltung: Als die Affäre Deutsch begann, ließ Fritz Bauer, Generalstaatsanwalt in Hessen, gerade führende BKA-Beamte wegen NS-Verbrechen durchleuchten. Darunter befanden sich Leute, die in der Affäre Deutsch eine Rolle spielten. Fritz Bauer war im Übrigen auch die treibende Kraft hinter dem großen Auschwitzprozess in Frankfurt am Main 1963, der die SS-Täter zusätzlich in Alarmbereitschaft versetzte, denn nun waren ihre Verbrechen kaum noch zu verbergen.

Für das BMF kam »das österreichische Team« im Jahr 1970 wie gerufen, versprach es doch, Beweismittel aus Un-

garn zu besorgen. Die Verteidigung von Deutsch konnte bis dahin sämtliche Behauptungen der Behörden souverän widerlegen. Das BMF steckte also in einem Schlamassel, der von Tag zu Tag größer wurde. Deshalb fiel es ihm auch leicht, Unterstützung großzügig zu honorieren. Im Erfolgsfall, so versicherte das Finanzministerium, könne mit einer fürstlichen Entlohnung gerechnet werden.

Um das zu erreichen, konnte dieses »Team« auf Erfahrungen aus der NS-Zeit zurückgreifen. Die wichtigsten drei Männer der Gruppe waren alte Bekannte: der SS-Obersturmbannführer Dr. Erich Führer, nach dem Krieg Strafverteidiger in Wien, SS-Obersturmbannführer Wilhelm Höttl, in den fünfziger Jahren Leiter eines Privatgymnasiums in Bad Aussee, und »der ganz feine Mann« Prof. István Szöts, Filmregisseur. Nach der alten Terminologie hätte dieses Team wohl »Sonderkommando Deutsch« geheißen.

Im Jahr 1944 war Höttl als Agentenchef des SD (Sicherheitsdienst des Reichsführer SS) – 1931 als Geheimdienst der SS geschaffen und seit 1939 dem Reichssicherheitshauptamt (RSHA) unterstellt – in Ungarn eingesetzt. Dem Geheimdienstchef unterstand aber nicht nur Ungarn, sondern der gesamte Balkan und seit 1943 auch Italien. Dr. Führer, in Kunstangelegenheiten der SS versiert wie Höttl, bekam damals Sonderaufgaben und hielt sich mehrmals in Budapest auf. Die beiden kannten sich bereits aus der Zeit der Ständediktatur, des sogenannten Austrofaschismus, in Wien und waren nach dem Anschluss Österreichs 1938 an der Beraubung der Juden in der Stadt und der »Endlösung« beteiligt. Szöts begegnete Höttl spätestens bei der deutschen Besetzung Ungarns, als Szöts eine zwielichtige Rolle in den Intellektuellenkreisen Budapests gespielt hatte; vielleicht auch früher. Wie weit seine Kollaboration mit den Nazis ging, wurde nie geklärt.

War er tatsächlich ein Spitzel von Höttl, wie ungarische Quellen glaubhaft machen wollen? Es sind keine Do-

kumente bekannt, die diese Behauptung belegen könnten. Auffallend ist nur Szöts' Angst vor den ungarischen Behörden, die er in Briefen äußerte. Er fürchtete bei seinen Reisen nach Budapest stets, nicht wieder normal ausreisen zu dürfen. Der ungarische Geheimdienst observierte das Treiben der Gruppe argwöhnisch, wobei Höttl wohl die schärfsten Konsequenzen drohten. Die Ungarn hatten gegen ihn ermittelt und im Februar 1961 ein Auslieferungsbegehren gestellt, das von Österreich jedoch abgelehnt worden war. Man warf ihm schwere Kriegsverbrechen vor.

Rechtsanwalt Erich Führer pries Höttl 1969 dem deutschen Finanzministerium mit den Worten an: »Ich hatte heute eine äußerst interessante Unterredung mit einem langjährigen Freund und Klienten, es handelt sich um den in Österreich lebenden Dr. Willi Höttl, der seinerzeit, und zwar in dem kritischen Zeitraum, in dem behauptet wurde, dass die Bilder nach Deutschland von der SS verbracht worden sind, eine leitende, in vielen Dingen entscheidende Position bei einer massgebenden SS und SD-Dienststelle in Budapest inne gehabt hat. Ich kenne Herrn Dr. Höttl seit mehr als 30 Jahren als einen aufrechten, anständigen und insbesondere in der Zeit zwischen 1938 und 1945 als hilfsbereiten Mann, der, meiner bescheidenen Überzeugung nach, in dieser Sache uns sehr dienlich sein kann.«³

Was war denn so hilfsbereit an ihm? Höttl ließ von Gestapo und Sicherheitspolizei die berüchtigten Verhaftungslisten anfertigen, die Tausende Intellektuelle und »politisch Unzuverlässige« in Ungarn ins Gefängnis oder KZ brachten. Auch war Höttl bei der Ausplünderung und Deportation der jüdischen Bevölkerung durch die SS, mit Adolf Eichmann an der Spitze, beteiligt. Darauf wollte sich Führer nicht offen beziehen, aber dass er dienlich sein würde, stand für ehemalige Nazibürokraten außer Zweifel. Aus der gemeinsamen Wiener Zeit verband die beiden eine innige Beziehung.

Warum heulten nach dieser überschwänglichen Anpreisung des hochrangigen SS-Manns im Finanzministerium nicht die Alarmsirenen? SS-Obersturmbannführer Wilhelm Höttl habe eine »entscheidende Position bei einer massgebenden SS und SD-Dienststelle inne gehabt«. Das war unmissverständlich. Ließ sich das Ministerium davon nicht beeindrucken? Doch. Es war offenbar der Beweis, dass man es mit einer sehr kompetenten Person zu tun habe.

Bis zum Jahr 2000 wäre eine Verbindung von Szöts mit der Affäre Deutsch noch nicht nachweisbar gewesen. Die Dokumente aus dem deutschen Finanzministerium, die sie belegen, unterlagen noch einer Sperrfrist. Erst ab dem Jahr 2003 wurden sie über das Bundesarchiv nach und nach zugänglich gemacht. Es handelt sich um Korrespondenz zwischen dem österreichischen Team und dem BMF, darunter Tätigkeitsberichte von ehemaligen SS-Männern, die wieder für eine »deutsche Sache« aktiv sein durften. Daraus geht eindeutig hervor: Szöts war eine wichtige Figur im Spiel gegen Deutsch.

Die Glanzleistung von Szöts war eine Erklärung der Schwägerin von Ferenc Hatvany – Erzsébet Hatvany, Witwe von Lajos Hatvany, dem Bruder von Ferenc. Sie wird – nach ungarischer Gewohnheit – oft als Lajosné Hatvany geführt. Szöts leistete die nötige Vorarbeit, um die alte Dame dazu zu bringen, gegenüber Mitarbeitern von Féaux de la Croix zu erklären, die Hatvany-Sammlung sei viel kleiner als von Deutsch behauptet und die wertvollsten Bilder wären bis zum Ende der deutschen Besatzung in Banksafes deponiert gewesen. Die Witwe Hatvany unterschrieb also in Ungarn einen »Persilschein« für das deutsche Finanzministerium. Demzufolge waren die Bilder im Land geblieben und nicht von der SS geraubt worden. War Hans Deutsch also doch ein Betrüger? Diese Erklärung schwächte zumindest seine Position. Szöts leistete also ganze Arbeit und erwartete die Belohnung aus der deutschen Bundeskasse.

Im Bundesarchiv ist ein Brief vom 10. Dezember 1971⁴ erhalten geblieben. Darin beschwerte sich Erich Führer beim Rechtsanwalt des Finanzministeriums Hans Dahs, dass Frau Hatvany 200 000 Mark bekommen habe, aber das »österreichische Team«, vor allem der »Herr von Szöts, mit einem Bettel abgefertigt werden soll«. Szöts war jahrelang im Anti-Deutsch-Team aktiv, wie sie sich auch nannten, und dann so eine kleinliche Pfennigfuchserei? Da doch Szöts den Durchbruch geschafft hatte: »Desgleichen vermag ich kein Verständnis dafür aufzubringen, dass den jahrelangen Bemühungen des Herrn von Szöts seitens des Finanzministeriums nunmehr keine entsprechende Bedeutung zugemessen wird, obwohl seine umfangreichen Nachforschungen nach dem Verbleib jedes einzelnen Bildes der Hatvany Sammlung schliesslich wesentlich dazu beigetragen hat, dass Frau Hatvany-Lajos die oben erwähnte Erklärung abgegeben hat.«

Szöts war der »Eisbrecher«, ohne den Erzsébet Hatvany die Erklärung nicht abgegeben hätte. Konnte die Dame überhaupt wissen, was sie da behauptete? Die Emotionalität des sonst so bemüht konzilianten Juristen legt ein indirektes Geständnis frei: Die teure Erklärung beruhte auf Eingebungen von Szöts. Die »umfangreichen Nachforschungen« von Szöts und seine Behauptungen waren ausschlaggebend für die Aussage von Frau Hatvany. Die Dame war von Szöts nach allen Regeln der Kunst manipuliert worden. Aus eigener Kenntnis wusste sie offenbar wenig bis gar nichts.⁵

Schon als er im Anti-Deutsch-Team anheuerte, mutmaßte Szöts, zahlreiche Kunstwerke, für die von Deutschland Schadenersatz gezahlt worden war, befänden sich noch in Ungarn, und die berühmte Sammlung sei viel kleiner gewesen, als Hans Deutsch 1962 den Behörden glaubhaft gemacht habe. Sofort sticht ins Auge: Die gleichen Behauptungen sollte später seine Zeugin zum Besten geben. Von Szöts abgegeben, hätte diese Erklärung vor Gericht nur ge-

ringes Gewicht gehabt. Bei einem Mitglied des Hatvany-Clans war es hingegen eine Sensation. Der Witwe wurde viel Geld versprochen und auch ausbezahlt. Ein Faktum, welches bis heute nicht bestritten wird. Die Hintergründe dieses Vorgangs blieben jedoch über lange Zeit verborgen.

Das Ministerium war nicht gerade zimperlich im Umgang mit der Wahrheit und dem Steuergeld der Deutschen. Die Beamten holten sich für diese Ankaufsaktion sogar politische Rückendeckung in Person von Staatssekretär Hans Georg Emde. In einem Schreiben vom 29. Juli 1971 von Hans Dahs an das BMF wird das Prozedere erläutert und der Betrag von 150 000 Mark als »Entgelt für die Überlassung der Unterlagen« genannt. Es ging also nicht nur um die Erklärung, sondern auch um andere Dokumente. Abgewickelt werden sollte das Geschäft über die ungarische Wertverkehrsbank in Zürich. »Dort würde Frau Hatvany auch die Unterlagen übergeben.« Geld gegen Ware. Auf Versprechungen der Beamten gab man in diesem Geschäft offenbar wenig. Die Unterlagen wurden angekauft, jedoch für 200 000 Mark, wie Führer in seiner Beschwerde anführte. Wer die Differenz beglich, blieb ein Rätsel.

Aus den Briefen der Österreicher, die fast immer mit Geldforderungen verbunden waren, geht hervor, dass »Herr von Szöts« oder auch »Prof. von Szöts« an den entscheidenden Strategiebesprechungen zur Prozessvorbereitung gegen Deutsch in den Jahren 1970/71 einmal in Salzburg im Hotel Bristol teilnahm, dann in München im Hotel Vier Jahreszeiten, und mehrmals in Bonn. »Prof. von Szöts« trat zu meist im Österreicher-Paket zusammen mit Führer, Höttl und einigen weiteren Personen aus Wien auf. An der Spitze der deutschen Gruppe aus dem Bundesfinanzministerium stand Ernst Féaux de la Croix, Ministerialdirektor, Chef der Wiedergutmachung. Diese hochrangige Besetzung für Gespräche mit ehemaligen führenden SS / SD-Männern irritierte niemanden.

Wer war der Mann, der als höchster deutscher Beamter für die »Wiedergutmachung von nationalsozialistischem Unrecht« das Schicksal von Millionen Menschen, Opfer des Nazihorrors, in seinen Händen hielt? Wie passte er in den Kreis um Höttl und Führer? Der Deutsche mit dem französischen Namen wurde im Jahr 1933 Mitglied der NSDAP, nachfolgend auch der SA und des NS-Rechtswahrerbundes. Als Beamter des Justizministeriums war er ein gut geschmiertes Rädchen im Machtapparat der nationalsozialistischen Diktatur. Seine Karriere ging entsprechend zügig voran: 1934 saß er bereits in der völkerrechtlichen Abteilung, zuständig für den Rechtsstatus von Ausländern und die Behandlung »Fremdvölkischer«.⁶

Féaux de la Croix verstand sich gut mit Leuten aus dem ehemaligen Reichssicherheitshauptamt. Verwunderlich ist das nicht, schon eher, wie so ein Mann in der Bundesrepublik einen solchen Posten bekommen konnte. Der Ministerialdirektor war vom »österreichischen Team« sehr angetan und äußerte sich über Szöts in einem Brief an Führer vom 17. März 1971 anerkennend: »Mit Herrn v. Szöts hatten wir eine ausserordentlich eingehende und interessante Unterhaltung. Er hat uns – belegt durch viel Material – klargemacht, daß die Sammlung niemals den Umfang und den Wert gehabt haben kann, der im Rückerstattungsverfahren vorgelegt worden ist. Und er hat ferner dargetan, daß die Bilder nicht aus Ungarn herausgekommen sind.«

Das »österreichische Team« wurde für Bonn innerhalb kürzester Zeit enorm wichtig. »Alle mit Erfolg gekrönten Unternehmungen [...] sind auf die Tätigkeit des ›österreichischen Teams‹ zurückzuführen«, schrieb Erich Führer selbstbewusst. Die Krönung sollte jedoch das Angebot der Gruppe an das deutsche Finanzministerium werden, dem deutschen Staat Bilder aus der Hatvany-Sammlung zu beschaffen. Sie befänden sich in Ungarn und könnten sozusagen als Beweisstücke, dass die SS sie nicht gestohlen,

pardon, »entzogen« hatte, vom Ministerium angekauft werden. Das war dreist, aber nichtsdestoweniger die einmalige Gelegenheit, den Anwalt Hans Deutsch des Betruges zu überführen. Wenn es denn stimmte.

Es war Dr. Führer, der diesen Plan bei Féaux de la Croix lanierte und ihn sogleich nach Wien einlud. In einem Brief an den Minister für Finanzen vom 17. Februar 1972 bestätigte Féaux, dieser Einladung nachgekommen zu sein: »Meine Reise zu Führer war veranlaßt durch Schreiben von ihm, in denen er von der Idee sprach, angeblich entzogene Hatvanybilder, die sich in Budapest in Privathand befinden sollten, mit Mitteln des Bundes zu kaufen und nach Wien zu bringen.«

Die SS-Männer konnten auf Gemälde der verschwundenen Hatvany-Sammlung zugreifen? Wie war das möglich? Woher kamen die Bilder? Aus Ungarn, wie Szöts immer behauptete? Dass Meisterwerke aus der Hatvany-Sammlung in Ungarn von Privatleuten regulär erworben worden wären, ist auszuschließen. Ferenc Hatvany verkaufte in Ungarn nach dem Krieg keine Bilder. Im Gegenteil: Er schmuggelte sogar welche aus dem Land. Im Jahr 1970 war es außerdem unmöglich, für Meisterwerke in Ungarn behördliche Exportgenehmigungen zu erhalten; der sozialistische Staat hätte Gemälde der berühmten Kollektion nie außer Landes gelassen.

Warum also sollte der Chef der Wiedergutmachung persönlich nach Wien kommen? Das Angebot, die Meisterwerke zu kaufen, kannte Féaux schon. Deswegen fuhr er nicht extra nach Wien. Wollte Führer dem NS-Kameraden von früher etwa nur unter vier Augen, weder am Telefon noch über die Amtspost, mitteilen, dass sich die Bilder nicht, wie bis dahin behauptet, in Ungarn, sondern bereits in Österreich befänden?

Es könnte sich folgendermaßen abgespielt haben: Dr. Führer, ein Mann ohne Skrupel, erzählt beim Mittagsmahl

in der verschwiegenen Ecke eines Wiener Nobelbeisls, mit dem Augenzwinkern des listigen Advokaten, die Kunstwerke seien bereits aus Ungarn herausgebracht worden. Na ja, nicht ganz sauber, wie seinem Gegenüber, dem Juristen Féaux, sofort klar gewesen sein musste, aber die Bilder seien erst kürzlich und nicht 1944 aus Ungarn gekommen, und dieser Umstand sei ja entscheidend, oder nicht? Es läge die Ankaufsbestätigung eines ungarischen Privatmannes vor, mit Datum, aus der dessen rechtmäßige Eigentümerschaft hervorgehe.

In den achtziger Jahren wurde beim Handel mit dem »Berg Sinai« ebendiese Geschichte erzählt, allerdings um ein paar wichtige Details verändert.⁷ Weshalb sollten die Grundzüge dieser Legende nicht schon im Jahr 1971 erdacht worden sein? Vielleicht suchte das »österreichische Team« schon seit geraumer Zeit nach einem Weg, die Bilder, die sich schon viel länger in Österreich befanden, zu Geld zu machen. Das BMF bot sich dafür an. Dazu bedurfte es einer sauberer Legende. Die konstruierte Provenienz der Kunstwerke konnte jedoch nur dubios gewesen sein, es ging gar nicht anders. Wie sollten die Werke denn legal in die Hände des SS-Teams gelangt sein? War dem hohen Ministerialbeamten das Risiko dann doch zu groß? Es hat so den Anschein, denn dieses Kaufangebot wurde in der Folge sang- und klanglos vom Tisch gewischt.

Dies ist umso erstaunlicher, als es doch ein gewichtiges Indiz gegen Hans Deutsch geliefert hätte. Warum wurde diese Angelegenheit nach Féaux' Wien-Reise nicht weiter im Auge behalten? Für den Prozess wäre es eine Sensation gewesen, wenn die Bonner Staatsanwaltschaft aus Ungarn Fotos der angebotenen Bilder und eidesstattliche Erklärungen hätte präsentieren können, die eindeutig belegten, dass die als gestohlen gemeldeten Bilder Ungarn nie verlassen hatten. Denn bis dato existierten nur wenig überzeugende Aussagen von ungarischen Bürgern, die vom Verbleib der

Bilder gehört oder sie selbst gesehen haben wollten; als Andeutungen hatten sie 1966 Eingang in die Anklageschrift gegen Hans Deutsch gefunden. Doch die Gelegenheit wurde ausgeschlagen. Féaux bekam offenbar kalte Füße. Wusste er, worum es den Österreichern wirklich ging?

Das Vorhaben des Anti-Deutsch-Teams war ausgesprochen raffiniert, denn es hätte enorme Konsequenzen gehabt: Wäre das Finanzministerium auf den Deal eingegangen, hätte es mit einem Schlag auch alle anderen von der SS gestohlenen Hatvany-Bilder legalisiert. Ein Schlupfloch, durch das die Inhaber ihre Beute hätten verhökern können. Das »österreichische Team« hätte viel Geld eingesackt und vermutlich keine Bettelbriefe mehr geschrieben, die Bundesrepublik Deutschland hätte sich der Beihilfe schuldig gemacht und wäre korrumptiert gewesen – aber zugleich wäre der Beweis erbracht worden, dass Hans Deutsch gelogen haben musste, denn die Bilder seien doch offiziell aus Ungarn gekommen, mit allen dafür notwendigen Dokumenten. Wie das spätere Geschäft mit Sotheby's bewies, konnte man ein solches Manöver problemlos bewerkstelligen.

Doch auch wenn der deutsche Staat den ehemals ostmärkischen SS-Leuten nicht in die Falle gegangen war, weil das Ministerium den Ankauf ablehnte, machte er sich mitschuldig und wurde zum Komplizen dieser Herren, wie sich Jahre später erweisen sollte.

El Greco in der Hand der Täter?

Dass diese Überlegungen keineswegs aus der Luft gegriffen sind, untermauert die Vorgeschichte zu diesen merkwürdigen Ereignissen. In den Akten des BMF ist immer wieder die Rede von zwei, manchmal auch mehreren Bildern der Hatvany-Sammlung, aber ohne Angabe, um welche es sich handeln soll. Wo sind nähere Angaben zu finden?

Nach tagelangem Suchen gab das Bundesarchiv einen überraschenden Fund frei: Auf einem vergilbten Blatt Papier stand der erste verschwommene Hinweis zu lesen. Darüber klotzte ein hässlicher Briefkopf von Dr. Führer, der Identitätscode der Nazis – altdeutsche Frakturlettern. Bezeichnenderweise waren nur das Hakenkreuz mit Schwert und Adler sowie die Unterzeile getilgt, die früher stolz seine Mitgliedschaft im NS-Rechtswahrerbund verkündet hatten. Sonst war alles wie in den alten Zeiten.

»In der Sache Hatvany will es einmal der Zufall«, schrieb Führer am 10. Januar 1969⁸ seinem Ministerialrat in Bonn, »dass ich von einer sehr vertrauenswürdigen Seite darauf aufmerksam gemacht werde, dass Ende 1949 oder 1950 in Budapest aus der Sammlung Hatvany ein Bild des spanisch-griechischen Malers Greco, darstellend den Berg Sinai, verkauft wurde.« Der »El Greco vom Naschmarkt« bereits im Jahr 1969 in den Akten gegen Hans Deutsch? Es ist jenes Meisterwerk, das der Kopf des »österreichischen Teams«, Dr. Führer, dem Bundesministerium in den siebziger Jahren anbot. Befand sich also schon damals die berühmte »Veduta« in der Hand der alten SS-Leute?

Das Reiseprotokoll von Henning Frey, einem Beamten der Oberfinanzdirektion Berlin, der von Féaux de la Croix im Oktober 1970 nach Wien geschickt wurde, gibt weitere Aufschlüsse. Der Abgesandte besuchte Führer, Szöts und noch ein paar Figuren der Wiener Anti-Deutsch-Szene. Aus seinem Reisebericht geht hervor: Neben dem verschwundenen »Berg Sinai« wollte die alte Seilschaft auch das »Bildnis eines Dogen« von Tintoretto aus der Hatvany-Sammlung loswerden. Frey äußerte sich begeistert über die SS-Männer und ihre aufopferungsvolle Tätigkeit für den deutschen Staat.

Das Ministerium kaufte trotzdem kein Kunstwerk, gab dem Team um Dr. Erich Führer jedoch eine Geschäftsgrundlage für den Handel mit Bildern aus der Hatvany-

Sammlung in die Hand. Die Österreicher verlangten nämlich von Deutschland eine Verzichtserklärung auf den »Berg Sinai« – und bekamen sie anstandslos: »Ich darf Ihnen auf Ihre Anfrage mitteilen, daß seitens des Deutschen Reichs [...] keine Eigentumsansprüche an dem Bild geltend gemacht werden«, antwortete das BMF.⁹

Warum sollte die Bundesrepublik überhaupt einen Anspruch auf das Hatvany-Eigentum haben? Das folgt einer gewissen Logik: Der deutsche Staat hatte den Hatvany-Erben Schadenersatz zugesprochen, wovon zumindest die Hälfte auch ausbezahlt war. Deswegen kann man der Auffassung sein, Deutschland sei nun rechtmäßiger Besitzer der Sammlung. Die volle Tragweite dieses Freibriefs sollte sich erst viele Jahre später im Geschäft mit Sotheby's erschließen.

Woher kamen die Kunstwerke wirklich? Angeblich waren sie noch lange nach dem Krieg in Ungarn. In wessen Besitz? »In Verwahrung einer in Ungarn lebenden Familie befindet sich nach zuverlässigen Mitteilungen das genannte Bild«, schrieb Dr. Führer 1969 und leitete gleich den Wunsch der Privatleute weiter: »Die Familie in Ungarn möchte, da dieses Bild ihre einzige Vermögensgrundlage darstellt, dieses Bild verkaufen.«¹⁰

Im Wiedergutmachungsverfahren der Hatvany-Erben wurde das El-Greco-Werk im Mai 1962 von zwei Kunstexperten¹¹ auf einen Wert von 800 000 bzw. 1 000 000 Mark geschätzt. Es war also Gegenstand des Schadenersatzes, eines der wertvollen Kunstwerke. Und das Gemälde von Tintoretto? Woher kam es nach Darstellung der Österreicher? Ebenfalls aus Ungarn.

»Professor von Szöts«, wie er sich gerne anreden ließ, war der Mittelsmann, wie aus den Akten hervorgeht. Er sprach von zwei Inhabern, wie der fleißige Beamte Frey von der Oberfinanzdirektion in Berlin notierte. Die oben genannte Familie besaß nur den El Greco, also musste der

Tintoretto anderswoher kommen. Szöts entdeckte also in Ungarn Hatvany-Bilder bei ganz unterschiedlichen Leuten. Dr. Führer bot sie sodann dem deutschen Staat zum Kauf an.

Es könnte auch ganz anders gewesen sein: Die Kunstwerke aus dem SS-Raub waren schon die ganze Zeit in Österreich. Ungarn wurde nur ins Spiel gebracht, um eine halbwegs plausible Provenienz kreieren zu können. War Szöts eine wichtige Figur in einem Netzwerk, das NS-Raubkunst verschob?

Es war jedenfalls István Szöts, der diesen El Greco in Österreich in seinem Besitz hatte, wie der Händler Egermann viele Jahre später erzählte. Mit Sicherheit war er nicht der Alleinbesitzer, sondern mit dem »österreichischen Team« im Bunde. Offen bleibt, wohin der Tintoretto verschwand und wo die anderen Bilder geblieben sind, etwa die Gemälde der berühmten französischen Impressionisten.

Die Vorgehensweise der österreichischen Gruppe gestaltete sich niemals linear; ständig werden neue Winkelzüge sichtbar. Dahinter könnte die Absicht stecken, jedwede Klarheit zu verwischen. Das entspräche dem Strickmuster des Geheimdienstchefs Höttl; trüge die Handschrift ehemaliger SD-Agenten und neuzeitlicher Nazis im konservativen Nadelstreif. Das Motiv dieser Leute kann unschwer erraten werden: Der Kampf gegen einen prominenten Juden und die Aussicht auf viel Geld spielten eine Rolle, und nebenbei konnte man einen »patriotischen« Beitrag leisten und die Wiedergutmachung ein für allemal »liquidieren«.

István von Szöts, der Ehrenwerte, soll seinem Team allein mit dem El-Greco-Deal fünf Millionen Schilling beschert haben. Wie hoch sein eigener Verdienstanteil war, ist nicht bekannt. Voll Bewunderung für den Ungarn schrieb Henning Frey über die Beweggründe des Herrn: »Es scheint ihm auch weniger auf finanzielle Gewinne als vielmehr auf moralische Verdienste anzukommen.« Ist es Einfalt oder

Dreistigkeit? Szöts und seine Kameraden wussten sehr genau, was sie wollten. Mit Moral hatte das am allerwenigsten zu tun.

Erst ein Jahr nach dem Freispruch von Hans Deutsch im Jahr 1973 wurde die »Veduta del Monte Sinai« aus der Hatvany-Sammlung zur Begutachtung Pallucchini gebracht; sein Gutachten datiert auf den 10. April 1974. Der anonyme Auftraggeber war höchstwahrscheinlich das »österreichische Team«, also Führer, Höttl und Szöts. Letzterer fuhr persönlich nach Italien, mit dem Meisterwerk im Kofferraum. Er wusste, ihm und seinen Kameraden konnte nun nichts mehr passieren.

Hans Deutschs Freispruch war mit der Einschränkung ergangen, dass das Gericht glaubte, nur ein geringer Teil der Hatvany-Sammlung sei von der SS geraubt worden.¹² Welche Kunstwerke das betraf und welche nicht, behielt das Hohe Gericht allerdings für sich. Deshalb war dieses Urteil geradezu ideal für Geschäfte mit Bildern aus der Hatvany-Sammlung. Es war die offene Tür, durch die man Raubkunst in den Kunstmarkt schleusen konnte. Denn wer wollte schon mit Bestimmtheit sagen, welches Bild nun geraubt und welches verkauft worden war? Fortan genügten ganz schlichte Erklärungen, die besagten, die Bilder seien nach dem Krieg noch in Ungarn gewesen und legal erworben worden.

Das Schlupfloch wurde noch erweitert, als das Landgericht Bonn eine Reihe von Bildern, die auf der Wiedergutmachungsliste standen, nicht als geraubt deklarierte, sondern als verkauft – von Hatvany persönlich. Der Baron habe einige Zeit vor dem Einmarsch der deutschen Truppen bei nichtjüdischen Freunden Bilder versteckt und sie damit retten können; ein paar kaufte er angeblich auch von Dieben zurück.¹³ Der Richterspruch eröffnete den SS-Leuten ungeahnte Möglichkeiten: Man konnte nun sogar plausible Legenden anfertigen, worin der Kauf direkt von

Hatvany vorgegaukelt wurde. Danach seien die Bilder von einem Kunsthändler aus Ungarn herausgebracht worden.

Für Hans Punz, Geschäftspartner von Egermann in dieser Sache und bekannt für undurchsichtige Geschäfte, verhielt es sich genau so. Die angesehene Wiener Tageszeitung »Der Standard« schrieb am 16. April 2004, bezogen auf ein Gespräch mit Punz: »Der anerkannte Filmregisseur István Szöts habe das Bild von einem Kunsthändler in Ungarn erworben und dieser wieder direkt von den Hatvanys 1944.« Da war sie nun, die Legende. Perfekt. Sie hatte nur einen Fehler: Es gab zu viele widersprüchliche Behauptungen.

Der von den dubiosen Fünf engagierte Rechtsanwalt Heinz-Volker Strobl glaubte sich erinnern zu können, dass noch während des Kampfes um Budapest der Verkauf des El Greco an einen Händler stattgefunden habe, allerdings nicht direkt, sondern über einen Bankdirektor, der das Bild im Auftrag von Ferenc Hatvany persönlich aus seinem Banksafe veräußert habe. Vom Metropolitan Museum in New York wurde gar behauptet, das Bild sei 1945 von den Russen gestohlen worden, der Baron habe es von einem Rotarmisten zurückgekauft und später einem Kunsthändler weiterverkauft. Die dritte Version geht noch ein Stück weiter: Da gibt es eine originale Hatvany-Unterschrift, allerdings von einer Dame, die gar nicht erbberechtigt war, von der schon erwähnten Schwägerin Erzsébet Hatvany.

Die einzige Übereinstimmung der verschiedenen Versionen ist der Kunsthändler, der das Meisterwerk legal erworben haben wollte. Ein Kunsthändler? Wurde Jahre zuvor nicht eine ganz andere Darstellung in die Akten aufgenommen? Im Brief von Dr. Führer an die deutsche Behörde hieß es doch: »Die Familie in Ungarn möchte, da dieses Bild ihre einzige Vermögensgrundlage darstellt, dieses Bild verkaufen!« Kein Wort von einem Kunsthändler als Besitzer, sondern von einer Familie mit finanziellem Engpass. In der gesamten Korrespondenz des Anti-Deutsch-Teams der Jahre

1969 bis 1973 ist nirgends ein Kunsthändler als Besitzer des »Berg Sinai« zu finden.

Erst später, als es zum Geschäft mit Sotheby's kam, wurde die Legende ausgetauscht, plötzlich erschien ein angeblicher Kunsthändler aus Budapest als rechtmäßiger Besitzer. Wie zuvor die arme Familie, habe nun dieser Kunsthändler das Meisterwerk von Hatvany selbst erworben. Die Familiengeschichte war nach der Ablehnung des Kaufangebotes durch die Deutschen wohl obsolet geworden; für den Verkauf auf dem internationalen Kunstmarkt bedurfte es einer neuen, plausibleren Herkunftsgeschichte und einer glaubwürdigen Person. Der eines Kunsthändlers.

In einigen wenigen Sätzen habe dieser Händler, laut Strobl »ein Mann mit ungarischem Namen und angeblich ein renommierter Kunstkenner«, erklärt, das Bild von Hatvany erworben und nach Österreich gebracht zu haben. Bedauerlicherweise waren die Zettel, auf denen das ungarisch und deutsch festgehalten worden war, nicht mehr aufzufinden. Dabei hätten sie die Aktivitäten von Szöts und Kameraden in ein anderes Licht rücken, sie tatsächlich legal erscheinen lassen können. Warum rückte man damit nicht heraus? Befürchteten die Beteiligten vielleicht, die Zettel und der darauf genannte Name hielten einer ernsthaften Überprüfung nicht stand?

Einmal davon abgesehen, dass die Erwerbsgeschichte des Kunsthändlers durch die frühe Korrespondenz von Dr. Führer ohnehin als Erfindung entlarvt wird, kann es den Vorgang so gar nicht gegeben haben. Im Jahre 1944 lebte Hatvany in Budapest im Untergrund, gejagt von der Gestapo, der Sicherheitspolizei, Höttls Geheimdienstschergen des RSHA und dem ungarischen Faschistenbund der »Pfeilkreuzler«. Nicht zu vergessen die überall lauernden Denunzianten, die auf eine Belohnung aus waren.¹⁴

Auf dieser rastlosen Flucht gab es gar keine Möglichkeit, ein Bild an einen Händler zu verkaufen. Hatvany musste

seine Verstecke unter größten Gefahren wechseln und entging oft nur knapp einer Verhaftung, wenn er bloß Luft schnappen wollte. Er war prominent; man kannte ihn, was in diesen Tagen ein großer Nachteil war – ein Spießrutenlauf. An Geld mangelte es ihm jedoch nicht. Wozu hätte er also ein Bild verkaufen sollen?

Die Darstellung entspricht in keiner Version den Tatsachen. Aber Szöts, der genau wusste, woher das Bild wirklich kam und von wem, legte zwei verknitterte Zettel mit der Unterschrift eines Ungarn als Beweis für den korrekten Erwerb des El Greco vor, und sie wurden akzeptiert. So einfach war das.

Die Enttarnung

In Egermanns kleinem Büro in der Salvatorgasse war es nach meiner Schilderung dieser Zusammenhänge für gefühlte Minuten mucksmäuschenstill. Ein leichtes Husteln unterbrach die Stille schließlich. Egermann nahm einen Schluck vom Rotwein. Es war erstaunlich, wie gelassen er meine Enttarnung des István Szöts entgegennahm. Er sagte: »Das kann ich mir nicht vorstellen, von diesem Mann.« In seiner Haltung lag plötzlich etwas Gefährliches, sein Blick hatte nichts mehr von der vorherigen Gutmütigkeit; er war lauernd. Die Büchse der Pandora stand weit offen. Egermann realisierte innerhalb von Sekunden, wie wenig seine Geschichten jetzt noch griffen, wie das Konstrukt in sich zusammensackte und er als Pinocchio enttarnt war. Das Gespräch war für ihn unbequem geworden, das merkte man, viele meiner Erkenntnisse dürften nicht neu für ihn gewesen sein.

Zum ersten Mal zog Egermann eine verächtliche Grimasse, nachdem er von mir hörte, Szöts sei mit SS-Männern im Bunde gegen Hans Deutsch gewesen, die während

der deutschen Besatzung in Ungarn Verbrechen verübt hatten, Höttl sogar als Chef für alle Geheimdienstoperationen auf dem Balkan. Sein Hauptquartier befand sich nach der Besetzung durch die Deutschen im März 1944 in Budapest, im mittelalterlichen Zentrum der Stadt, ganz nahe an den Palais der Hatvanys. SS-Obersturmbannführer Wilhelm Höttl musste deshalb genau gewusst haben, was mit der Hatvany-Sammlung wirklich geschehen war. Sonst wäre er kein guter Geheimdienstchef gewesen.

Die Kunstwerke, die das »österreichische Team« Jahrzehnte später dem Finanzministerium anbot, kamen angeblich direkt aus Ungarn. Viel wahrscheinlicher ist jedoch, dass sie schon geraume Zeit davor aus dem Land gebracht worden waren. Im Dezember 1944 kam eine Lastwagenkolonne der SS aus Ungarn im Salzkammergut an. Nicht einmal einen Katzensprung von Höttls späterem Wohnsitz entfernt. Die Lkw waren randvoll mit Wertsachen der Budapester Juden.

Davon wollte Féaux de la Croix aber nichts wissen. Der höchste »Wiedergutmacher« im deutschen Finanzministerium ließ vielmehr Wilhelm Höttl und seine Kumpane sogenannte Beweise beschaffen, dass nicht die SS, sondern die Russen die Kunstsammlung von Ferenc Hatvany gestohlen hätten. Jedenfalls nicht die SS, das war wichtig. Es sollten ihm auch Beweise genügen, die die Sammlung viel weniger umfangreich und wertvoll erscheinen ließen als behauptet, und dafür, dass der Großteil sowieso in Ungarn verblieben sei.

Die ehemaligen SS-Männer taten alles, um die wahren Vorgänge und ihre persönliche Beteiligung als Täter zu vertuschen, eine andere »Wahrheit« zu inszenieren und Hans Deutsch als Betrüger verleumden zu lassen.

Für Egermann gestaltete sich dieser Abend zwar nicht angenehm, aber er rechnete schon mal ganz praktisch, was ihn die Wahrheit im schlimmsten Fall kosten könnte: »Ja, wenn's dann ganz blöd hergeht, dann muss ich halt die 350 000 Schilling zurückgeben. Das bringt mich auch nicht um«, meinte er beiläufig zu mir.

Er mimte den Getäuschten nicht sehr überzeugend; trotzdem sah ich in ihm nur den kleinen Fisch, der keinen Reichtum scheffelt, der womöglich benutzt worden ist und schon gar nichts mit Nazis zu tun haben will. Der schmuddelige Altwarenladen in der Salvatorgasse fördert solche Vorstellungen. Was heißt fördert? Er lässt kaum eine andere Wahl. War es das Spiel der zwei Gesichter, das man in Wien so oft antrifft? Die schwarze Seele und die leibhaftige Unschuld in einer Person? Besaß Egermann nicht auch ein Schloss im Burgenland? »Ja, klein, nichts Besonderes.« Umso erstaunlicher ist die Präsentation dieser Kleinigkeit im Internet. Unter www.castleofarts.at sieht man ein prachtvolles Schloss in Potzneusiedl, ziemlich frisch renoviert.

Als frommen Menschen lernt man diesen Schlossherrn im Internet kennen, der mit wertvollen Ikonen handelt, einen katholischen Bischof eine Bibelausstellung eröffnen ließ und wundervolle Möbel und Kruzifice der letzten Jahrhunderte feilbietet, dazu angebliche Meisterwerke der Malerei. Aber auch wer Bauland im Burgenland kaufen will, bekommt es bei ihm, genauso wie eine Beitrittserklärung für die rechtsextreme FPÖ. Egermann war bis Ende der 2000er Jahre der Fraktionsvorsitzende der FPÖ in Potzneusiedl.

Seit wann kannte er István Szöts wirklich? War der »Berg Sinai« von El Greco sein einziges Geschäft mit Szöts? Sicher ist nur: Es war das spektakulärste, und er war ganz sicher nicht zufällig mit diesem Deal beauftragt worden.